



Kiolbassa.

Von Friedrich Stampfer.

Ich weiß nicht, warum ich in diesen Tagen, in denen soviel vom parlamentarischen Regierungssystem die Rede ist, immerzu an den Bauer Kiolbassa denken muß. Dieser Bauer Kiolbassa war im Jahre 1848 von irgend einem oberschlesischen Wahlkreis in das preussische Abgeordnetenhaus gewählt worden und war wahrscheinlich kein besserer und kein schlechterer Volksvertreter als sonst der drabe Durchschnitt. Für jemand, der viel Zeit hat, wäre es vielleicht sogar eine dankbare Aufgabe, den historischen Spuren dieses Mannes nachzugehen und uns sein wirkliches Lebensbild zu geben an Stelle des lustigen Zerrbildes, das uns allein von ihm überkommen ist.

Man würde dann sehen, mit wieviel Recht oder Unrecht die Memoiren-Literatur den oberschlesischen Bauerndeputierten zum Helden einer parlamentarischen Kesselflicker-Komödie gestempelt hat. Auch ohne diese beschwerliche Untersuchung möchte ich aber zu behaupten wagen, daß nur wenig von dem wahr sein mag, was spottfrohe Kreise der Berliner Gesellschaft von 1848 über den wadern Mann zu erzählen wußten. Ich glaube nicht, daß der Abg. Kiolbassa seinen Einzug in das Parlament wirklich barfuß gehalten hat, mit den Stiefeln in der Hand. Ich glaube auch nicht, daß er beim Empfang seiner ersten Diäten vor Freude über die vielen blanken Laster dem auszahlenden Kassierer die Hand küßte. Auch daß er einen förmlichen Kontrakt mit seinen Wählern hatte, der ihn verpflichtete, die Hälfte seiner Tagelöhner an sie abzuliefern, scheint wenig wahrscheinlich. Schon eher glaube ich, daß er bei einem Empfang im Hause des Finanzministers Hansmann in seinem Bestreben, rechtzeitig an das Teedrett zu kommen, einige Verwirrung anstiftete, worüber sich dann die gute Gesellschaft der Hauptstadt mehrere Wochen lang klatschend amüsierte. Aber du lieber Gott, ist eine umgeworfene Schüssel im Hause eines Ministers wirklich Schuld genug, um dafür als lächerliche Figur auf die Weltgeschichte zu kommen?

Nein, in den zahllosen Anekdoten, die über den Bauern Kiolbassa erzählt wurden, spiegelt sich der Dünkel einer herrschenden Klasse, die in dem schönen Bewußtsein ihrer angeborenen Regierungs- und Gesellschaftsfähigkeit mit laßendem Unverstand auf die gewählte Kränze aus der Provinz herab sah. Man darf ohne weiteres annehmen, daß Kiolbassa manchen seiner Beschöner an Rittersitz übertrug — wie wäre er sonst gewählt worden? —, deswegen blieb er aber doch der komische Kerl, der sich nicht einmal richtig zu schmeißen wußte und der nun nach Berlin gekommen war, um Befehle zu machen.

So ist der anekdotische Kiolbassa jedenfalls doch interessanter als der historische. Der historische war vermutlich ein sehr gewöhnlicher Mensch, der anekdotische aber ist ein Symbol, und der deutsche Parlamentarismus sollte sich dieses Stammvaters nicht schämen. Die wenig bedeuten gesellschaftliche Manieren, wo es auf wirkliche Leistungen ankommt, wieviel bedeuten sie trotzdem noch immer in der Politik!

Man darf den Satz wagen, daß die Beherrschung der gesellschaftlichen Formen zu den Mitteln der Klassenherrschaft und des Klassenkampfes gehört. Welch ein Unterschied, ob schone, geduckte Proletarier ihrem Lohnherrn in seinem Kontor ihre Vorschriften vortragen, oder ob Arbeiter- und Arbeitgebervertreter als gleichberechtigte Parteien am grünen Tisch mit einander verhandeln! Da sind die unsichtbaren Drähte schon überwunden, die jede herrschende Gesellschaftsschicht den aufsteigenden Klassen über den Weg spannt, die unsichtbaren Drähte der gesellschaftlichen Konvention.

Webel, der sicher aus einem andern Holz geschnitten war als der Bauer Kiolbassa, schildert in seinen Erinnerungen das nicht geringe Verfallstadium, mit dem er, der junge Drechsler, zum erstenmal den Reichstagsaal betrat. In der Tür trifft er einen hochgeborenen Herrn, und er denkt bei sich: „Da begegnet sich der auf der sozialen Stufenleiter Höchste mit dem Niedersten“. So stark war das Gefühl des „gesellschaftlichen Abstandes“ selbst bei einem Manne, dem demokratisch-revolutionäres Empfinden und Selbstbewußtsein gewiß nicht fehlten.

Man könnte eine Geschichte der Demokratie schreiben als eine Geschichte der Überwindung gesellschaftlicher Abstände. Wirkliche Demokratie haben wir doch erst, wenn jeder mit jedem als mit Seinesgleichen umzugehen versteht, wenn es im Verkehr der Menschen miteinander weder Hochmütigkeit und Dünkel auf der einen Seite, noch Schüchternheit und Befangenheit auf der anderen gibt. Wenn es keinen Respekt mehr gibt vor Titeln und Namen, sondern nur noch Respekt vor wirklichen Leistungen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß sich jeder Abgeordnete einen Heiterkeitserfolg sichern konnte, indem er in öffentlicher Rede seinen Gegner so apostrophierte: „Wenn der Herr Kollege A. Minister wäre...“. Der Gedanke, daß ein simpler Abgeordneter Minister werden könnte, kam den Abgeordneten selbst damals noch komisch vor. Man soll also nicht so tun, als ob das Kiolbassa-Problem für uns erledigt wäre. Wir tragen noch immer Reste davon mit uns herum. Aber erst dann, wenn wir uns ganz davon frei gemacht haben werden, werden wir wirklich ein freies Volk sein.

Für die aufsteigenden Gesellschaftsschichten eröffnet sich hier ein nicht leichtes Problem der Selbstziehung. Sie erniedrigen sich, wenn sie die Manieren der oberen Schichten slavisch nachahmen, und sie tun sich auf der anderen

Der Soldat an die Erde.

Wir Soldaten

müssen ganz der schirmenden Liebe entrafen, stehen allein mit unserer Not in der Welt, denn kein Himmel baut um uns sein sicheres Zelt.

Da bist du, heilige Erde, gekommen und hast dich mütterlich gezeigt, hast dich liebend zu uns geneigt und uns in schützende Arme genommen.

Wir Soldaten sind im bittersten Todespiel nur Ziele.

Doch will der Tod auf uns Soldaten haften, kriechen wir, Erde, in deine Winkel und Falten, dürfen wir enggepreßt an deinem Herzen liegen, Kindern gleich, die sich in Mütters Kof verschmiegen.

Erde, du stehst dich zwischen uns und den Tod, trägst unser Leid, kennst unsere blutige Not, Luft ist uns Feind, der Himmel schickt keine Wehr, du aber ragst wie ein Schild zwischen Heer und Heer. Alle müßten wir längst in Stahl und Blut ertrinken, dürfen wir nicht in deinem duldenden Leib versinken.

Überall hast du uns gedeckt, Deine Güte ist nicht mit Grenzen abgesteckt, Hast so oft unser Leben getettet, hast so weich unsere Toten in deinem Schoß gebettet. Im wütenden Graus häßt du die Schläge des Todes ergeben aus und dein Herz ist von tausend Schwertern zerschnitten. Schmerzhaft Mutter, was hast du mit uns und für uns gelitten?

Dafür wollen wir auch deine Wunden pflegen, wollen dich gern als unsere heilige Mutter begen. Bleib uns nur gnädig bis auf den Tag gesinnt, Erde, ich bin dein Kind!

Karl Berger.

Seite selber Unrecht und Schaden, wenn sie Demokratie mit Flezigkeit und Unmanier verwechseln. Und man wird um so weniger fürchten, durch Nörslichkeit gegenüber den Gegnern Schaden an seiner Seele zu nehmen, je stärker man sich fühlt.

Heutzutage halten es selbst vereinzelt Sozialisten für zeitgemäß, auf „das 48er Erbe bürgerlich-demokratischer Tradition“ etwas verächtlich herabzusehen. Uns andern bleibt jenes Erbe wertvoll als der Ausgangspunkt einer gewaltigen Entwicklung, wertvoll auch in seinen Einzelheiten und selbst in seinem Anekdotenkreis. Darum durste hier auch vom Bauer Kiolbassa die Rede sein, der durchaus nicht zu den Helden des tollen Jahres gehört, sondern nur zu seinen episodisch-heiteren Figuren. Auch seine Gestalt gibt Anlaß zu allerhand nachdenklichen Betrachtungen. Ja, ich könnte mir denken, daß sich ein späteres mächtiges deutsches Parlament statt aller heroischen Schinken lieber von einem großen Künstler ein Bild des Bauers Kiolbassa malen ließe, so wie ihn die Legende schildert: wie er bedächtlich eine breite teppichbelegte Marmortreppe emporsteigt, barfuß mit den Stiefeln in der Hand.

Zur Erziehungsaufgabe der Arbeiterbewegung.

Von Toni Sujmann.

Den vortrefflichen Ausführungen von Heinrich Schulz („Erziehungsaufgaben der Arbeiterbewegung“, Nr. 33 des „Sonntag“) möchte ich ein Ergänzungs-kapitel anschließen. „Wir haben gewissermaßen vom Giebel angefangen zu bauen, statt von der Grundlage“, sagt Schulz, und wir pflichten ihm bei. Ich betrachtete mir daraufhin die Grundlage, die wir jetzt bebauen wollten und war über die Größe des Bauplazes recht entsetzt. Dies Riesenterrain kann unmöglich auf einmal in Angriff genommen werden. Ich machte den Versuch, das Baugrundstück in mehrere Teile zu zerlegen.

Nach diesem Muster betrachtete ich die Kinderschar und versuchte, sie nach ihrer Hilfsbedürftigkeit in Gruppen zu ordnen. Da streckten mir zuerst all die Kranken und Schwächlichen ihre Händchen entgegen. Viele tausende Kinder, die körperlich oder geistig (und wie oft beides!) erkrankt waren und dringend der Pflege und Abwartung bedurften, wenn sie nicht ganz verkommen sollten. Da wollte ich zuerst die körperlich Schwachen und Erholungsbedürftigen an die Hand nehmen und sie aus der Stadt hinausführen ins Gebirge, denn dort oder am Meere liegen unsere Heime für schwächliche Kinder. Arzt und geschultes Pflegepersonal, gesunde Ernährung und nicht zuletzt die Lust der Höhe tun das Ihre, um oft in kurzer Zeit aus den bleichen Kindern mit den trüben Augen frohe und kräftige Menschen zu machen.

Aber ach, wie wenige solcher Heime gibt es und wie viele Kinder, für die sich ein Heim eine Daseinsfrage ist! Wie sind solche Heime zu schaffen? Vor mehreren Jahren machte ich hier im „Vorwärts“ den Vorschlag, diesem Problem durch Angliederung an die Volksfürsorge näher zu rücken. Dann könnten Arbeiter durch eine Art Kinder-versicherung ihren Kindern zum Zwecke der Genesung den Aufenthalt in einem Erholungsheime verschaffen. Genosse Elm hatte sich seinerzeit dieser Anregung gegenüber sehr wohlwollend geäußert. Das Ganze wäre ja auch nur ein Rechenexempel, welches zu lösen wohl keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bringen würde. Ich erzählte damals auch von den Kinderkolonien der französischen Gewerkschaftler. Diese Kinderkolonien sind Ortschaften, die von den Funktionären der Gewerkschaften ausgewählt werden, um dort die Großstadtkinder in Pflege zu geben. Die Ausgaben für diese Kolonien werden durch Extrabeiträge bestritten, wie unsere Beiträge für die Kranken- und Arbeitslosenunterstützungskassen. Wie viel könnten unsere starken Gewerkschaften auf diesem Wege leisten! In absehbarer Zeit wird es schwer möglich sein, in großer Zahl und Artverschiedenheit Kinderheime zu bauen. Da sollten wir, wie ich glaube, vor allem an diejenigen denken, die geistig gut entwickelt sind, aber körperlich an ihrer sozialen Lage zugrunde gehen. Hier ist der Einwurf verfehlt, daß nur zugrunde geht, was lebensuntüchtig ist. Handelt es sich doch oft genug um sehr begabte Kinder.

Unterernährung und ungesunde Wohnungen sind aber freilich keine Förderer der geistigen Fähigkeiten. Da tut ein Ferienaufenthalt von sechs Wochen Wunder.

Wir wollen nun zu einer anderen Kindergruppe übergehen; zu den geistig schwachen Kindern. Da höre ich schon den Einwand: „Ja, sollen wir Arbeiter denn auch für solche Kinder Heime bauen oder sie versichern? Das wäre doch wirklich städtische Angelegenheit.“ Ganz recht. Davon will ich auch nichts wissen. Da wir aber über Kinderpflege und -Erziehung sprechen wollen, so möchte ich folgendes zu erwägen bitten: Die Tatsache, daß ein Kind geistig nicht normal ist, wird meist nur in ganz schweren Fällen vor dem sechsten Jahre des Kindes erkannt. Das ist ganz verständlich; denn keine Mutter will zugeben, daß ihr Kind dumm ist. Erst bei der Einschulung oder während der ersten Schulwochen wird diese betrübende Tatsache festgestellt. Bis dahin sind die kostbarsten Jahre ungenutzt vergangen. Ein anderes Beispiel aus der nächsten Kindergruppe. Hier handelt es sich um Kinder, die im allgemeinen körperlich gesund sind. Geistig sind sie begabter als der Durchschnitt und oft mit einem bestimmten Talente ausgezeichnet. In der Familie machen sie sich aber so unbeliebt wie nur möglich; sie sind in höchstem Grade widerspenstig und unsozial. „Mein Junge hat so seine Eigenheiten, mit dem ist nicht gut fertig zu werden“, sagt die Mutter, so lange er noch klein ist. Wenn er älter ist, drückt sie sich drastischer aus. Das Kind ist unglücklich und die Eltern sind es auch, und Kind und Eltern machen sich gegenseitig das Leben schwer. Ja, wenn man da Hilfe wüßte!

Ich habe absichtlich diese zwei Kindergruppen hier gegenüber gestellt: Das geistig anormale und das an Charakter anormale Kind. Bei beiden Kindern schleichen sich die Entwicklungs-hemmungen so langsam ein, daß sie oft nur dem gelübten Auge erkennbar sind. Und doch kommt hier alles darauf an, daß die anormale Art des Kindes gleich im Anfange erkannt wird. Damit darf nicht bis zur Einschulung gewartet werden. Denn dann ist es oft schon zu spät. Dazu kommt noch, daß wir in den Schulen für Kinder mit anormaler Charakteranlage nur selten Hilfe finden. Häufig gehen gerade diese eigenartigen Kinder, in denen so viel Kraft und Begabung steckt, bei unserem Schuldrill zu Grunde. Was also tun, damit auch diesen Kindern früh genug geholfen werden kann? Ich schlage vor: Beratungen sind für Mütter einzurichten. Und zwar in der Art von seltenen Sprechstunden, die von Kinderärzten, Heilpädagogen und Psychologen abgehalten werden. In diese Sprechstunden kämen dann die besorgten Mütter mit ihren Kindern. Die Kinder würden dort geprüft werden und die Mutter bekäme Verhaltensmaßnahmen fürs Haus mit. Es würde sich da wohl ein Stamm von Müttern bilden, die lange Zeit diese Beratungen in Anspruch nehmen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich noch betonen, daß ich bei diesen Sprechstunden keineswegs nur an vorschulpflichtige Kinder denke. Der Versuch der Stadt Berlin, eine pädagogische Sprechstunde einzurichten, könnte als erster Stein zum Aufbau nutzbar gemacht werden. Diese Sprechstunden würden den Nebenerfolg haben, daß auch die Mütter erzogen werden. In vielen Fällen liegt die Ursache der kindlichen Hemmungen am Unverständnis der Mutter.

Die Arbeiterschaft sollte viel mehr als bisher daran denken, daß es nicht nur auf die soziale Lage ankommt, in der ein Kind heranwächst. Ein gefüllter Geldbeutel ist bei der Kindererziehung gewiß nicht zu verachten, aber er kann niemals das Verstehen der kindlichen Seele ersetzen. Daher kommt es, daß wir bedrückte, unfrohe Kinder in allen Bevölkerungsschichten finden. Die Arbeiterschaft ist besonders interessiert am Nachwuchs von freien, frohen Menschenkindern, denn nur solche können den aufstrebenden Geist ihrer Klasse erfassen und ihm gerecht werden.

Meine Ausführungen sollten nichts als eine Ergänzung zu den Aufgaben sein, die sich Heinrich Schulz gestellt hatte. Vielleicht wäre die Einführung solcher Beratungsstellen am geeignetsten, um die ganze Erziehungsfrage bei uns in Fluß zu bringen.

Die Pflanze als Maler.

Von Dr. D. Damm.

Der ästhetische Eindruck, den Pflanzen auf uns machen, entspringt der Wahrnehmung ihrer Formen und ihrer Farben. Form und Farbe sind untrennbar verbundene Eigenschaften der Pflanzen. Sie wirken daher auch stets zusammen. Den vornehmsten ästhetischen Wert der Pflanzen aber hat die Farbe.

Bei den Tieren liegen die Verhältnisse etwas anders. Hier treten zu den Formen und Farben noch die Bewegungen hinzu. Zwar machen lebhaftere Farben auch beim ersten Anblick eines Tieres oft einen stärkeren ästhetischen Eindruck als die Form; aber die Form ist dennoch von höherem ästhetischen Werte als die Farbe: sie bildet die Grundlage für die Haltung und für die Bewegungen, aus denen wir auf den seelischen Zustand eines Tieres schließen. Formenscönheit hat einen reicheren und tieferen Inhalt als Farbenscönheit.

Die Farben der Tiere entstehen auf die verschiedenste Weise. Da gibt es Farben, die sich auf Farbstoffe oder Pigmente zurückführen lassen, sogenannte Pigmentfarben, ferner Farben dünner Blättchen, Gitterfarben, Farben trüber Flüssigkeiten usw.: alles Farben, die durch äußerst komplizierte Einrichtungen erzeugt werden und einen ungeheuren Reichtum an Effekten bewirken. Bei den Pflanzen dagegen lassen sich die Farben fast ausschließlich auf Farbstoffe zurückführen. Es ist geradezu, als habe die Natur bei der Herstellung der Farben alle ihre Kunstgriffe auf die Tiere verwendet, und als wären ihr die Gedanken ausgegangen, als es sich darum handelte, die Pflanzen zu schmücken. In der Farbenpracht selbst aber stehen die Pflanzen den Tieren kaum nach.

Der Reichtum der Pflanzenfarbstoffe ist sehr groß, und alle diese Farbstoffe haben von den Botanikern einen bestimmten Namen erhalten. Von Bedeutung für das Zustandekommen der Pflanzenfarben sind im Grunde genommen aber nur drei Farbstoffe: das Blattgrün oder Chlorophyll, das Violettblau oder Anthocyan und das Violettgelb oder Anthoxanthin. Man wird nicht gerade behaupten können, daß das eine besonders reich ausgestattete Palette wäre.

Die Farbstoffe der Pflanzen gehören zu den kompliziertesten chemischen Verbindungen, die es gibt. Kein Wunder daher, daß ihre Natur lange Zeit nur wenig geklärt war. Erst die neueste Forschung hat hier Wandel zu schaffen vermocht. Was wir gegenwärtig über die chemische Natur der Pflanzenfarbstoffe wissen, trägt im Grunde genommen eines Meisters Stempel. Dieser Meister ist der Professor R. Willstätter, der Schüler und Nachfolger des kürzlich verstorbenen Professors Baeyer in München. Seine Untersuchungen über das Chlorophyll und das Anthocyan gehören zu den glänzendsten, die die moderne Chemie kennt.

Früher nahm man an, daß es eine sehr große Zahl von Arten des Blattgrüns gäbe. Das trifft jedoch nicht zu. In der ganzen Natur kommt nur ein einziges Chlorophyll vor; dieses besteht aus zwei Komponenten, die in ihrem chemischen Bau nur sehr wenig voneinander abweichen. Das Chlorophyll setzt sich aus den chemischen Elementen Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Magnesium zusammen. Es stellt eine saigähnliche Verbindung einer äußerst komplizierten organischen Säure dar.

Als Anthocyan bezeichnet man Farbstoffe, die im Saft der Zellen gelöst vorkommen und entweder blau oder rot aussehen. Sie bestehen nur aus den chemischen Elementen Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff. Reagiert der Zellsaft sauer, so besitzen sie eine rote Farbe; bei alkalischer Reaktion färben sie sich blau. Die Aenderung der Farbe aus Rot in Blau und umgekehrt aus Blau in Rot ist so charakteristisch, daß sich das Anthocyan nach Art von Lackmuskarbstoff verwenden läßt. Beim Kochen zerfällt der Farbstoff in zwei Bestandteile: in eine Zuckerart, die farblos ist und in einen zweiten chemischen Körper, die eigentliche Farbstoffkomponente.

In wie bunter Mannigfaltigkeit auch die Pflanzengwelt vom Frühling bis zum Herbst uns entgegentritt, die roten und blauen Farbstoffe, die sie in den Blüten und Früchten verwendet, sind nicht gerade abwechslungsreich. Willstätter führt sämtliche Anthocyane auf einige wenige Stammbühnen zurück. Bisher hat man deren nur drei gefunden, und es läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die Zahl nur um ein geringes anwachsen wird.

In den Blüten und Früchten kommt das Anthocyan ausschließlich in den Zellen der Oberhaut vor. Der Farbstoff bildet hier, wie der Maler sich ausdrücken würde, eine Lasurfarbe, im Gegensatz zur Deckfarbe, die gefärbte feste Teilchen enthält. Streichen wir

eine Lasurfarbe, zum Beispiel eine Anilinfärbung, auf ein Stück Glas und legen das Glas auf einen schwarzen Grund, so sehen wir nichts von der Farbe; legen wir es auf weißen Grund, so tritt die Farbe deutlich hervor. Das mit Lasurfarbe belegte Glas auf schwarzem Grunde zeigt keine Farbe, weil alles Licht von dem Grunde verschluckt oder absorbiert wird. Fällt dagegen das Licht, das den Farbstoff durchsetzt hat, auf eine weiße Unterlage, so wird es dort zurückgeworfen oder reflektiert und gelangt auf diese Weise in unser Auge. Das Anthocyan, das sich in saurer Lösung befindet, besitzt nun wie alle roten Körper die Eigenschaft, von dem weißen Sonnenlicht sämtliche Strahlen bis auf die roten zu verschlucken; das rote Licht läßt es hindurch, und deshalb erscheint es eben rot. Da das weiße Licht bei dem Versuch den Farbstoff zweimal passieren muß, ehe es in unser Auge gelangt, ist das Verschlucken um so vollkommener, und es färbt sich dadurch um so intensiver rot.

Genau so kommen die Farben vieler Blüten zustande. Man kann sich davon sehr leicht überzeugen. Reicht man z. B. ein Blütenblatt einer rot gefärbten Pelargonie — vom Publikum ungenau Geranie genannt — quer durch, so beobachtet man eine mittlere weiße Schicht, der innen und außen eine viel dünnere rote Schicht anliegt. Die rote Schicht läßt sich bequem abziehen. Unter dem Mikroskop erkennt man, daß sie aus einer einzigen Lage gefärbter Oberhautzellen besteht. Die Färbung dieser Zellschicht macht jetzt, wo sie von der Unterlage abgehoben ist, einen viel weniger intensiven Eindruck als vorher.

Läßt man ein Schachbrett so weit vom Auge entfernt, daß man die schwarzen und weißen Quadrate einzeln nicht mehr erkennen kann, so gewinnt man den Eindruck einer Fläche von mittlerem Grau. Rot und blau gefärbte Quadrate würden die Empfindung von Violett hervorrufen. Es summirt sich hier also der Gesamteindruck der Flächen wie bei größeren Feldern auf einer rotierenden Farbenscheibe. Man hat diese Farben deshalb Additionsfarben genannt. Sie kommen sehr häufig im Pflanzenreich vor. So wird z. B. das Violett vieler Blüten durch ein Nebeneinander von roten und blauen Zellen der Oberhaut bedingt.

Additionsfarben entstehen auch dadurch, daß die zwei Farbstoffe, deren Farben sich summieren, in Gestalt von Körnchen in ein und derselben Zelle liegen. Sie lassen sich besonders schön bei der Kapuzinerkresse, beim Goldblau und beim Gartenstiefmütterchen beobachten.

Die Pflanze verfährt hier wie die Pointillisten, jene Gruppe französischer und belgischer Maler unter den Modernen, deren Hauptvertreter Signac, Cézanne, Luce und Vallat sind. Was sie als neueste Methode preisen: die Farben untermischt in kurzen Strichen und in Punkten nebeneinander aufzutragen, das ist im Grunde genommen ein uraltes Naturgeheimnis. Aus der Nähe betrachtet, machen die Bilder der Pointillisten den Eindruck eines willkürlichen Mosaiks, und erst aus beträchtlicher Entfernung vermag man die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden. Die nebeneinander gestellten Punkte und Striche geben den Bildern etwas Unruhiges, Zitterndes. Darin unterscheidet sich die Pflanze wesentlich von den Pointillisten. Ihre Farbenlage sind so fein, daß von einem unruhigen Eindruck nicht die Rede sein kann. Sie vereinigen sich im Gegenteil zu den zarresten Uebergängen und verleihen dadurch ihren Trägern jenes anmutig Weiche, das wir an den Kindern Floras immer wieder bewundern.

Außer den Additionsfarben haben auch die Subtraktionsfarben eine große Verbreitung bei Pflanzen.

Kein Geringerer als G. v. Helmholtz war es, der zuerst auf den Unterschied hinwies, der zwischen der Mischung zweier Farben auf der rotierenden Farbenscheibe und der Art der Farbmischung obwaltet, wie sie Maler ausführen, indem sie zwei pulverisierte Farbstoffe zusammenbringen und dann auftragen. Im letzteren Falle verschluckt der erste Farbstoff von den im weißen Licht enthaltenen Strahlen einen gewissen Anteil, und von dem zurückbleibenden Reste erfolgt durch den zweiten Farbstoff abermals Verschluckung. Was dann von dem weißen Licht noch übrig bleibt, ist bestimmend für den Farbeindruck, den es auf unser Auge macht. Der große Physiker nannte diese Farben deshalb Subtraktionsfarben.

Der Vorgang läßt sich durch einen einfachen Versuch veranschaulichen. Man nimmt eine grüne und eine rote Glasscheibe und hält sie hintereinander gegen das Licht. Weil Grün und Rot auf der rotierenden Scheibe Weiß ergibt, könnte jemand auf den Gedanken kommen, daß auch hier Weiß entstehen möchte. Statt dessen erscheinen die beiden Gläser zusammen fast undurchsichtig, also schwarz.

Sie hätte auch gern jede andere Möglichkeit eines Proterverbs angenommen, aber niemand traute ihren schmalen, arten Händen ernsthaftes Anpicken zu. . . .

Gestern nachmittag mußte sie ihr Logis verlassen. Den Koch mit Wäsche und Wüchern hatte die Frau als Pfand für drei Wochen Miete einbehalten.

„Was, keinen Verdienst? Freilich, wenn man ein frommes Bierpüppchen sein will! So ein hübsches Mädchen wie Sie. . .“

Das waren die letzten Worte der Wirtin gewesen.

Die Kälte greift dem jungen Weib durch das dünne Kleid. Was wollte sie hier? Sie stand auf und ging langsamen Schrittes der Stelle zu, wo die Kaimauer senkrecht in die Seine fiel. Einer mattglänzenden Perlenkette gleich schlangen sich die Lichter der Pont neuf in leichten Wogen über den Strom. Das Wasser plätscherte und gurgelte unter den Füßen Pöettes. Nicht weit davon lag die schwarze kompakte Masse eines Kohlenofens im Wasser. Eine rote und eine grüne Laterne warfen ihre Lichtkegel, die gleich Irwischen auf der Flu' langten. Holz und Unrat schwammen durch den trüben Schein, einmal aber kam ein dunkler Körper, stieß schwer an die Bordwand des Schiffes und drehte sich wieder allmählich in die Finsternis.

Ein heiser Schreie fuhr der Lehretin zum Herzen, sie nahm die Hände vor das Gesicht und ließ das Ufer entlang den Pfeilern der Brücke zu. Sie spürte den Druck der Erschöpfung in den Achseln, aber die Angst vor der Finsternis faßte sie an der Kehle und trieb sie die Freitreppe der Brücke hinauf. Dann aber nahm die Apasie das überreizte Hirn gefangen. Sie eilte im Laternenlicht einsamer Vorstadtstraßen, sah wohl ihren Schatten neben sich, doch war es ihr gleichgültig, wo sie war und wohin sie ihr Weg führen mochte. Im Gehen schloß sie die Augen und war bald so erschöpft, daß sie sich an den Häusern entlang lehnen mußte.

Lange mochte Pöette Lareur so gewandert sein, als sie in einen offenen Flu' fiel. Wohl hatte sie sich nicht allzu wehe getan, aber ihre Glieder waren so steif vor Kälte und Ermattung, daß sie sich nur schwerfällig an einer Wand emporziehen konnte. Nachdem sie versucht hatte, ihre Sinne zu sammeln, vernahm sie das Klagen von Gläsern und lautes rauhes Männerlachen. Plötzlich wurde ihr gegenüber eine Tür geöffnet, und indem Pöette in den hellen Schein blinzelte, sah sie vier Arbeiter in gestreiften Westen und mit schweren ledernen Schuhen, die lärmend und wohl etwas angegriffen den Laden eines Budikers verließen. Ein Hauch von Wärme streifte Pöette, die Nähe von Menschen belebte und erregte sie und sie wußte nicht, wie es kam, daß sie den letzten der Männer

Die Erscheinung erklärt sich daraus, daß das rote Glas von allen Strahlen nur Rot, das grüne fast nur Grün durchläßt. Das durch das rote Glas allein durchgehende rote Licht kann also durch das grüne Glas nicht mehr hindurch; es vermag also überhaupt kein Licht mehr zu passieren.

Anderer verläßt der Versuch, wenn Rot und Grün sich auf der rotierenden Scheibe befinden. Hier werden nur die Farbeempfindungen gemischt. Da geben denn z. B. auch Blau und Gelb in richtiger Mischung nicht Grün, sondern Weiß. Man darf also die Mischung der Farbstoffe nicht mit der Mischung der Farbeempfindungen verwechseln.

Das Uebereinanderlegen und Durchschimmernlassen von Farben bildet für den Maler die wichtigste, schwierigste und mannigfaltigste Art des Farbauftragens. Es erfordert die größte Ueberlegung, die ausgeübteste Erfahrung und hat in den Zeiten lebendiger Kunstfertigkeit deren wesentlichen Inhalt gebildet. Also auch hier arbeiten Pflanze und Maler nach dem gleichen Prinzip.

Auf dem Wege der Farbsubtraktion entsteht zunächst in den weitaus meisten Fällen das Schwarz vieler Blüten, wie z. B. beim Rohn und beim Gartenstiefmütterchen. Hier liegen regelmäßig zwei Farbstoffe übereinander, von denen der unterste immer alle Strahlen verschluckt, die der obere hindurchläßt. Ein Farbstoff, der etwa wie schwarze Tusche alle Strahlen des weißen Lichts gleichmäßig verschluckt, ist bei Blüten bisher einwandfrei nicht nachgewiesen.

Auch anderweitige Farbentöne kommen durch Subtraktion zustande. Allerdings bewegen sich die Farben nur innerhalb enger Grenzen. Das erklärt sich aus der relativen Armut der Farbstoffe, die eine größere Anwendung bei den Blüten finden. Da außerdem durch die Subtraktion die Helligkeit vermindert werden muß, so sind es die nach dem Braum zunehmenden stumpfen Farben, mit denen man es hier hauptsächlich zu tun hat.

Pflanze und Maler — beide verbannten also in letzter Linie das Zustandekommen ihrer Farben dem Sonnenlicht. Wie eine Königin thront die Spenderin des Lichts im Mittelpunkt des Weltalls, umgeben von goldenem Strahlentränge. Sie ist es, die Tieren und Pflanzen ihre Märchenähnlichkeit verleiht. Durch die Natur geht ein geheimnisvolles Schenken nach dem Zentralkörper des Alls: ein schönes Bild der Weltensharmonie.

Stroß.

Eine Ehe aus dem Stadtleben Warschau.

Nach schlimmer dran als ein Berliner praktischer Arzt, der alle vier Tage mal nachts aus dem Bette muß, um einem neuen Weltbürger zum Leben zu verhelfen, ist der Warschauer Stroß, zu deutsch Portier — pardon Türhüter!

Als ich am ersten Tage meines mehrere Monate dauernden Aufenthaltes in Warschau endlich ein halbwegs reinlich aussehendes, nicht zu teures Zimmer gefunden hatte, tat ich die in solchem Falle übliche Bitte des Berliners: „Also nu jeben Se ma bitte Bräda und Hausknecht!“, worauf ich die prompte Antwort erhielt: „Hausknecht gibt es hier nicht!“ In diesem Augenblick überfiel mich eine Seidenangst, daß man in Warschau nach zehn Uhr nicht mehr das Haus verlassen dürfte oder nur unter großen Schwierigkeiten hineinkönnte. Lächelnd sah meine Wirtin — eine Reichsdeutsche — sich den Schreden ob ihrer Antwort auf meinem Gesicht malen; aber menschenfreundlich — wie sie nun einmal ist — beruhigte sie mich und erklärte mir die ebenso einfache wie praktische Anwendung des Wortes: „l'homme machine“, indem sie auf den Stroß als auf den wandelnden Hausknecht in der Nacht hinwies. Ja, dieser Mann, den du entweder auf einem Bänkehen hinter der Haustüre oder hinter einer kleinen, oft zerbrochenen Fensterleiste in einer kleinen Wube im Hausflur sitzen siehst und der dich die ersten Tage tagierend ansieht, meist recht schlecht gekleidet ist, oft in dem kleinen Raum noch seine Frau und mehrere kleine Kinder beherbergt — das ist der Stroß. In Warschau bei Nacht — eine der Hauptpersönlichkeiten. Du hast gebummelt und kommst um 2 Uhr nach Hause, klingelst an der Haustür; hat sie eine Scheibe — meist hat sie ein vergittertes Aukloch — so wirft du das Licht in der Wube des Stroß aufflammen sehen, du siehst, wie er sich schnell notdürftig bekleidet; und nun den großen Schlüssel in der einen, ein Licht in der andern Hand, kommt er angeschlurft oder angetrappelt und schlägt dir auf. Dafür erhält er ein kleines Trinkgeld, für das er sich je nach Höhe tief verbeugt und „Dzienkujo!“ (Danke!)

*) Sprich: Stroß.

Der Maurer.

Von Artur Zidler.

Auf einer Bank am Seineufer — unweit der Pont neuf — sah die Privatlehrerin Pöette Lareur. Sie war trotz der kühlen, feuchten Abendstunde ohne Hut und Mantel; das schwarze halbschließende Kleid und das madonnenhaft geschleitelte, dunkle Haar erschöten nur den fast dürftig einfachen Eindruck ihrer Person. Die Enden eines um die Schultern gelegten Schals in die im Schöße gehaltenen Hände gepreßt, starrte sie unbeweglich vor sich hin und achtete nicht des zeitweise mahnenden Glodenschlags, der ernst und vernehmlich das hier gedämpfte und drebende Lärmen der Weltstadt überlante. Der breite Uferstrand lag im Finstern; denn das bleiche Laternenlicht verfiel sich im dichten Laubwerk der Lindengalle, die den Bürgersteig säumte. Ueber dem Schattensitz der Häuserflöße glöste die Blut und warf ihren zitternden Lichtreflex an den Nachthimmel.

Paris — Pöettes Gedanken waren nicht hier, sie wanderten die Wege ihrer Kindheit. Die beschauliche Stille der Provinzstadt war um sie, die Traute des Heims, das sie mit ihrem Vater, einem larg besoldeten Stadtschreiber, geteilt hatte. Sie war kaum den Kinder-schuh entwachsen als er starb, und seiner Sparsamkeit verdankte für die Möglichkeit einer femininistischen Ausbildung, von der sie hoffen konnte, sich bald auf eigene Füße zu stellen. Nach einigen Jahren fleißiger, allen Freuden der Jugend entfernender Arbeit in den Räumen eines früheren Klosters wurde ihr durch die Institutsvorsteherin eine Stellung als Hauslehrerin auf einem Schloß in der Auvergne vermittelt. Dort blieb sie lange Zeit, bis sie die weitgehende Meinung eines der Herren Söhne des Hauses über die Pflichten einer Erziehlerin zum Aufgeben ihrer Stellung zwang. Damals — das war vor Monaten — ging sie nach Paris.

Pöette zudte zusammen, ein Zug des Stels und alternder Müdigkeit trat in ihr feines blaues Gesicht.

Die Erinnerungen ihres Pariser Aufenthalls zogen, ein Kaleidoskop von Qual, Hoffnungen und Enttäuschungen, Sorgen, Entbehrungen und Erniedrigungen an ihrem geistigen Auge vorüber. Mit Tausenden von Leidensgenossen hatte sie auf den großen Zeitungshöfen der noch druckfeuchten Wälder geharrt, nach allen Richtungen hatte sie die Stadt bis in die fernsten Vororte hinaus durchkreuzt. Die letzten Sous verwendete sie für Bewerbungs-schreiben oder verfuhr sie auf der Metropolitain — alles ohne Erfolg.

am Arm faßte. Inzwischen hatte der Budiker die Tür hinter den späten Gästen geschlossen. Der Mann schien verdubt ob der unverhofften Berührung und blieb stehen. Pöette fühlte seine schwic-ligen, tastenden Finger auf ihrem Arme und folgte ihm, da er sie bei der Hand nahm, willenlos nach der Straße.

Seine Kameraden waren schon ein Stück Wegs voraus, ehe sie ihn vermishten; als sie das Paar an der Laterne stehen sahen, lachten sie kurz auf und gingen weiter.

Anschlüssig musterte der Arbeiter seine neue Bekanntschaft, Pöette machte ihm wahrscheinlich nicht den Eindruck eines Strahlen-mädchens.

„Wissen Sie nicht, wohin?“ fragte er endlich mit einer Stimme, die weiß sein wollte. Da sie leise nickte, nahm er sie wieder kurz entschlossen bei der Hand, und so liefen die beiden um mehrere Häuserquadrate. Vor der Haustür einer fünfstöckigen Mietkasernen machten sie Halt. Beim Aufschließen sagte er: „Ich heiße Charles Dubois und bin Maurer. Hier in der vierten Etage habe ich eine kleine Wohnung, und wir müssen und behelfen, so aut es geht.“ Dann führte er sie knarrende Holzstiegen hinauf, und bald sah Pöette in einer geräumigen Stube und ah von den Borräten, die der Maurer einem Schubfacke entnommen.

Charles Dubois nahm, nachdem er mit Wasser verdünnten Brauntwein auf Spiritus gesetzt hatte, ihr gegenüber am Tische Platz und zog an einer kurzen Pfeife und lauschte schweigend der Erzählung des traurigen Geschehens der Lehretin. Sie sah dabei in eruste, weiche Augen, die den ihren mit Achtung und verhaltener Neugierde begegneten. Das belebende Getränk nahm die Unsicherheit und den Druck apasischer Verzweiflung von ihr; sie verbehte sich nicht, daß die Situation seltsam war, und nur die Befangen zurückhaltende Art Charles' gab ihr das Gefühl ruhigen Vertrauens.

Mochte ihm nun die unerkennbare Ueberlegenheit ihres Wesens imponieren, oder hinderten Ritterlichkeit und Mitleid ihn, die schlimme Lage des Mädchens auszunutzen — kurz: er sprach mit mühsam höflichen Worten zu ihr, indem er öfters mit der Hand über den dichten braunen Bart fuhr, stellte ihr das Bett im Hintergrunde des Zimmers zur Verfügung und beach sich mit einem Gutenachtgruße im anstößenden Alkoven zur Ruhe.

Pöette war zu müde, um sich noch Redenshaft über Erfahrungen und Zukünftiges abzulegen, sie keidete sich aus und schlief sofort ein. Einmal vernahm sie im Schlafe das surrende Geräusch eines ablaufenden Weckers, ohne davon vollständig zu erwachen. Als sie die Augen aufschlug, stand die Sonne schon hoch im Tage. Pöette erjhrat ab der ihr unbekanntem Umgebung, und sie brauchte Zeit,

Der Sturm auf die Duma.

Von dem historischen 17. Juli, dem ersten Tage der Petersburger Revolution, zeichnet Paul Exio im „Pariser Journal“ vom 20. d. folgende Bilder, die deutlich seine Animosität gegen die „Anarchisten“ zur Schau tragen:

Seit dem frühen Morgen ist man sich klar darüber, daß der Tag nicht ohne Blutvergießen vorübergehen wird.

Um 8 Uhr ist es schon voll auf dem Retowsky-Prospekt. Kosakenpatrouillen fordern die Reugierigen auf, sich zu zerstreuen, aber niemand folgt der Weisung. Alle Läden sind geschlossen. Wo am Abend zuvor die Schaufenster eingedrückt wurden, werden Bretterverschläge gezimmert und vorgehängt.

Die Anführer, die die ganze Nacht über schreiend die Straßen durchzogen haben, sind überreizt. Beschmutzt und zerzaust wenden sie sich unruhig bald hier, bald dort hin. Man sieht, daß sie zu allen Gewalttaten bereit sind. Wo das Publikum mit ihnen ins Gespräch kommt, zeigen sie sich voller Mitleid. Nur die Anarchisten bleiben arrogant. Mit drohendem Ton antworten sie auf die Vorstellungen der nervös gemachten Leute, die ihnen zum Vorwurf machen, daß sie den Bürgerkrieg entfesseln.

Um 8 Uhr rücken die Matrosen, die Anarchisten und die Garuison von Kronstadt ein. Mit Waffen von Bannern und Schildern, auf denen die wildesten Forderungen der Bolschewiki zu lesen sind, steigen sie auf dem Nikolauwquai von ihren Schiffen und nehmen in größter Ordnung Aufstellung. Bald aber lösen sich die Reihen. Die Soldaten marschieren auf den Laurischen Palast zu, die Anarchisten ziehen dem Retowsky entlang und die Matrosen halten auf das Palais der Koschewitschaja zu, in dem unter starker Bewachung der Generalfstab der Bolschewiki seinen Sitz hat. Mit ihnen trifft auch noch das erste Reservebataillon der Dranienschaumer Grenadiere und das dritte Reservebataillon aus Peterhof ein.

Vor dem Palais der Koschewitschaja ist der Andrang enorm. Viele Tausend Soldaten, Seeleute und Arbeiter umdrängen das Hauptquartier Lenin's. Die Kronstadter Matrosen werden mit lautem Jubel begrüßt. Aber es ist nicht möglich, in das Palais einzudringen, so voll sind alle Säle von den Leuten, die dort die Nacht verbracht haben. Man verlangt Lenin zu sehen, der aber nicht antwortet, da er unerkannt im Automobil sich einen Ueberblick über die Lage verschafft. Raum zurückgekehrt, hält er vom Balkon herab eine Rede, um die Anführer aufzufordern, vor den Laurischen Palast zu ziehen und zu verlangen, daß die Regierungsgewalt an den Arbeiter- und Soldatenrat übergehe.

Um Mittag ist der ganze Retowsky-Prospekt von der aufreißerischen Soldateska erfüllt. Man hat den Eindruck, daß die Stadt in den Händen wilder Plünderer ist. Das Schreien wird immer heftiger. Ohne Veranlassung feuern die Bolschewiki auf die Menge und die Kosakenpatrouillen, die noch nicht versuchen, ihnen die Waffen zu entreißen. Man kann sich nichts Traurigeres denken.

Um 2 Uhr knattert heftiges Schützenfeuer von der Sadomaja her. Mit Pannern, auf denen: „Tod den Kapitalisten!“ „Nieder mit der provisorischen Regierung“ zu lesen steht, ziehen die Soldaten zum Laurischen Palast. Da fällt ein Schuß unter sie. Wer hat ihn abgegeben? Man fragt nicht erst. Sofort setzt das Gewehrfeuer ein. Die Anführer ziehen nach allen Seiten. Wo ein Fenster offen ist, überschütten sie es mit Kugeln. Automobile eilen zu ihrer Verstärkung herbei. Unter dem Publikum ist die Panik entseßlich. Wie schon am Abend vorher, trachtet die Menge in Eile einen Unterschlupf zu finden. Hausstüren werden eingedrückt, Schaufenster gesprengt. Als die Kosaken angezogen kommen, können sie nur noch den wertvollsten Hilfe leisten und sechs Leichen fortzuschaffen. Von überall sieht man Gruppen von Anarchisten und Soldaten aufstehen, die Hausdurchsuchungen halten gehen. Mehrere Wohnungen werden dabei ausgeräumt.

Wier oder fünf Panzerautos durchziehen mit anderen Maschinengewehrautos die ganze Stadt und eröffnen das Feuer auf alle Kosaken, denen sie unterwegs begegnen. Vor der Kasan-Kathedrale, auf der Juchowitschaja und der Fontanitschaja liegen die Leichen von Weibern. Um 2 1/2 beschließt eine Kraftwagenkolonne die Autos des Spionagedienstes, in die sich die das Auto besetzt haltenden Soldaten vergeblich Einlaß zu verschaffen suchen. Dann hält das Auto an der Moiba und feuert auf die Gebäude des Generalfstabs. Aus einem benachbarten Lazarett wird das Feuer erwidert. Der Lenker wird getötet, ein anderer Fahrer ersezt ihn, und der Wagen verläßt die Straße.

Um den Laurischen Palast herrscht eine Konfusion und Aufregung sondergleichen. Die Deuteren, denen die Direktive fehlt,

verfluchen ganz den Kopf. Auf dem Platz vor dem Palais und allen angrenzenden Straßen wogen mehr als 20 000 Menschen, die sich schimpfend und schreiend gegen das Jerquetschwerden wenden. Am meisten Lärm schlagen die Kronstadter Seesoldaten, weil sie nicht in die Duma gelassen werden. Alles spricht auf einmal, erhebt sich, wird aufbrausend. Die von allen Seiten in der Stadt knatternden Salven tragen nicht dazu bei, die Gemüter zu beruhigen. Eben fordern die Anarchisten die Matrosen auf, die Banken zu plündern, da erscheint — im kräftigsten Augenblick — der Landwirtschaftsminister Tschernow. Er will reden, aber die Anführer gestatten ihm nicht, sich zu erklären. Sie werfen ihm vor, sich den Reichen verkauft zu haben, und verlangen, daß er augenblicklich die Versicherung abgibt, alle Güter würden sofort ausgeleert werden. Ehe er aber noch den Mund aufzutun kann, wird der Minister umringt und gefoltert. Seine Kleider hängen ihm nur noch in Fetzen am Leibe herab. Man wirft ihn in ein Automobil und erklärt, daß er als Geisel an einen sicheren Ort gebracht werden wird.

Aus den Fenstern des Dumapalastes hat man die Verhaftung Tschernows mitangesehen. Tschewitsch verlangt, daß die anwesenden Bolschewiki ihren Einfluß anbieten, um den Minister zu befreien. Martow, Kamenev, Stexlow treten in den Garten, von einem allgemeinen Hurra begrüßt. „Alle Minister müssen gelöst werden!“ schreit man ihnen entgegen. „Sie stehen alle im Solde der Reichen.“ Gleich darauf ist die Palastwache überwältigt und Hunderte von Soldaten und Matrosen ergießen sich in die Duma.

Ein Gedenktag der modernen Naturwissenschaft.

Das Jahr 1843 ist durch eine tiefgreifende Umwälzung auf dem Gebiete naturwissenschaftlichen Denkens gekennzeichnet. Damals erschien in Liebig's „Annalen der Chemie und Pharmazie“ ein Aufsatz „Bemerkungen über die Kräfte der unbedeutenden Natur“; sein Verfasser war ein ziemlich unbekannter Arzt, Julius Robert Mayer, und der Inhalt nichts weniger als die erste Erkenntnis der Allgemeingültigkeit des Energiegesetzes, vielmehr die wichtigsten aller Naturgesetze, die die Physiker kennen.

Mayer war auf ziemlich merkwürdige Weise zu seinem Gesez gekommen, nämlich nicht durch physikalische Versuche, sondern durch ärztliche Beobachtung. Er war — so schildert sein Biograph Dr. Ernst Jenich — Arzt an Bord eines Schiffes; das Leben an Bord ließ ihm Zeit, über allerhand naturwissenschaftliche Gegenstände nachzugrübeln, die ihn schon lange beschäftigten; eine Krankheit, die an Bord ausbrach, als das Schiff auf der Reede von Vatabia lag, brachte ihm die Lösung eines Rätsels; er behandelte zahlreiche an Grippe erkrankte Matrosen durch Blutentziehung, wie es damals üblich war, und zu seinem lebhaftesten Erstaunen mußte er sehen, daß aus den Armenvenen Blut floss, das eine ungemein rote Farbe hatte, als sei es das Blut einer Schlagader. Diese Beobachtung machte außerordentlichen Eindruck auf Mayer; er beschäftigte sich fortan in seinen Gedanken ausschließlich mit diesem Gegenstande, die fremden, ungewöhnlichen Eindrücke der Tropenlandschaft gingen spurlos an ihm vorüber, und ständig grübelte er über das Problem, um die Lösung des Rätsels zu finden. Auf der Reede von Surabaja hatte er zum erstenmal „Gedankenblitze“ zu seinem Gegenstande, und schließlich war ihm klar, daß der Farbenunterschied des Blutes in den Schlag- und Venen unter sonst gleichen Umständen um so geringer ist, je näher die Außentemperatur der des Körpers liegt, je kleiner der Sauerstoffverbrauch, je schwächer der Verbrennungsvorgang des Körpers ist.

Auch durch Versuche verschaffte er sich Klarheit in dieser wichtigen Frage, die ihn schließlich gefesselt hielt, und nach seiner Rückkehr schrieb er das Ergebnis seines Nachdenkens und seiner Untersuchungen in Form eines Aufsatzes nieder, den er an Poggenendorfs „Annalen für Physik und Chemie“ sandte. Hierin hatte er schon ausgesprochen, daß Kräfte, unzerstörbare, wandelbare, imponderable Objekte, nicht zu Null werden, sondern nur in eine andere Form übergehen können. Die Zeitschrift brachte jedoch den Aufsatz nicht, und auf eine Anfrage erhielt Mayer keine Antwort. Doch ließ er sich hierdurch nicht entmutigen. Mit Hilfe Gauss', mit dem er einen wissenschaftlichen Briefwechsel führte, gelangte er zu immer größerer Klarheit über seine Entdeckung; deren Bedeutung erkannte er nach einer Unterredung mit dem Heidelberger Forscher Joule; er arbeitete seinen Aufsatz nochmals durch, fügte eine Mitteilung über den von ihm inzwischen aufgefundenen mechanischen Äquivalentwert der Wärme hinzu, und Liebig's Zeitschrift veröffentlichte diesen Aufsatz vor 75 Jahren. Die wichtige Entdeckung Mayers wurde von der Gelehrtenwelt nicht sogleich anerkannt; die Versuche Joules in den vierziger Jahren, vor allem aber die mathematisch-physikalische Darstellung, die Helmholtz im Jahre 1847 gab, verschafften dem Sage von der Erhaltung der Energie die Anerkennung.

Notizen.

— Musikchronik. Am 9. Sept., abends 1/8 Uhr, führt der Berliner Volkschor in der Garnisonkirche unter Leitung von Musikdirektor Max Göhle und unter Mitwirkung des Philharmonischen Orchesters Haydn's „Schöpfung“ auf.

— Vorträge. Dienstag, abends 7 Uhr, spricht Dr. Archenhold in der Kreptow-Sternwarte über das Thema: „Ein Ausflug in die Sternwelten“.

— Deutsche Heimat-Bildspiele. Ins wird geschrieen: Zur Eindämmung des Schädlichen im Kino, verursacht durch Sensations- und Schauerfilme, schlägt die Gesellschaft für künstlerische Bildspiele „Deutsche Heimat“ (Berlin W 9), besondere Wege ein. Sie will den Kampf gegen die Auswüchse im Kinowesen dadurch unterstützen, daß sie den Bildspielbühnen eine Reihe fesselnder Filmanschauliche bietet, die spannend genug sind, dabei aber auch alles vermeiden, was an den den Markt beherrschenden „Filmdramen“ zu beklagen ist. Der erste Film wird im Herbst an die Öffentlichkeit gebracht werden. Der Verein will Verständnis und Liebe für die deutsche Heimat durch das volkstümliche Mittel der Bildspielbühnen pflegen. Er wird nicht nur Geschichtliches und den reichen Schatz deutscher Sagen, sondern auch das Volksleben, Naturbilder und Bilder aus der Technik behandeln.

— Ein Mann mit einem halben Gehirn. In der Pariser Akademie für Medizin hat unlängst der Chirurg Dr. Guépin einen Vortrag über eine ausgedehnte Gehirnoperation gehalten, die ihm geglückt ist. Es handelte sich dabei um einen Soldaten, dem die linke Hirnhälfte fast vollständig entfernt werden mußte. Der Mann ist vollständig ausgeheilt, er hat seinen Beruf als Gärtner wieder aufgenommen und fällt ihn auch aus; es ist nicht der geringste Unterschied zwischen ihm und einem Menschen mit vollständigem Gehirn zu bemerken. Die ärztliche Literatur enthält eine geringe Anzahl ähnlicher Fälle mit gleich günstigem Ausgange, und daraus zieht Dr. Guépin den Schluß, daß die Entfernung einer Hirnhälfte möglich, ja nicht einmal allzu schwierig ist und ein Menschenleben retten kann.

— Für die Mineralwasserversorgung der Truppen, diese während der Sommermonate, zumal in Anbetracht der vielfach recht mangelhaften Trinkwasserverhältnisse in den feindlichen Ländern so außerordentlich wichtige praktische Fürsorge, hat der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in diesem Jahre bis jetzt bereits rund 40 000 M. erammelt und an die Mineralwasserabteilung des Roten Kreuzes abgeföhrt.

— Kein Marmor. Die Bergwerke von Carrara, die den Künstlern der ganzen Welt den besten Marmor lieferten, teilen mit, daß sie die Ausfuhr einstellen müssen, da die Eisenbahn, die sie mit der Welt verbindet, infolge von Kohlemangel den Verkehr eingestellt hat.

murmelt. Am nächsten Tage war es schönes Wetter, du bist an der Weichsel zum Sosla Kempa gewandert und hast dich verspätet. Es ist elf Uhr, als du vor der Haustür stehst. Sie ist seit zehn Uhr verschlossen. Also klingelst du wieder und hast das selbe Schauspiel wie gestern. Der Warschauer Stroz muß unter seinen vielen Eigenschaften die eine besitzen, wenn er seinen Beruf erfüllen will: er muß einen Haisenschlaf haben. Es gibt aber auch solche, die wie die Marmeladentiere schlafen, und es soll nicht zu den Annehmlichkeiten dieser Welt gehören, in strömendem Regen vor der Haustür seinen Groschen schon seit einer Viertelstunde in der Klamme gewordenen Hand haltend zu stehen, ab und zu wütend zu klingeln, gegen das verschlossene Tor zu poltern und dabei das seelrühige gleichmäßige Schnarchen des Stroz aus seinem Verließ herausjagen zu hören.

Aber nicht allein dies ist des Stroz Aufgabe, sondern außer der Reinigung der Treppen und Fure und der Versorgung der Hausbeleuchtung auch die Reinhaltung der Straße vor dem Hause. Warschau ist infolge der hohen Lage und des Landklimas eine trockene Stadt. Die Holzplasterung, die in den meisten Straßen der inneren Stadt durchgeführt ist, tut im Sommer das ihre, Staub zu erzeugen. Aber Warschau kennt bis heute keine Sprengwagen. Also, was geschieht? Früh morgens um 6 Uhr hat man ein eigenartiges Bild: die Straßen sind dann meist noch menschenleer, hin und wieder nur wandert ein Jude mit einem Bündel raschen Schrittes dahin, vor jedem Hause aber steht der Stroz, einen großen Wasserhahn in der Hand, der aus einem an jedem Hause angebrachten Wasserhahn gespeist wird, und sprengt ganz ordentlich Bürgersteig und Damm und, wenn er ein übriges tun will, auch den outeren Teil des Hauses. Es ist ein unvergesslicher Anblick, so eine Straße entlang all diese in weitem Bogen springenden Stroze zu sehen. Nichtsdestoweniger aber kann es, wo irgendwo Feuer ausbricht, vorkommen, daß man, trotzdem ein famos gehaltener Schlang und Wasseranschluß in jedem Hause ist, ihn nicht in Anwendung bringt, sondern es lieber eine halbe Stunde brennen läßt, bis die Feuerwehr angerufen kommt und ihre Schläuche anlegt.

Eine weitere blödsinnige Beschäftigung des Stroza ist außer dem Wassersprengen, das im Sommer meist mehrere Male am Tage vorgenommen werden muß, die Reinhaltung der Straße von allerhand Schmutz, Kacke, Papier. Zu den Requiriten des alten, deutschen Nachtwächters gehörte Horn und Spieß, zu denen des modernen Warschauer Stroz gehört ein mächtiger Besen und eine ebenso mächtige Schippe. Läuft wo ein Pferd vorbei und läßt was fallen, so wird man, falls der Stroz nicht an der Tür sitzt und auf dieses die Eintönigkeit seines Lebens belebende Ereignis lauert, den Milizmann (Straßenpolizist), der immer irgendwo in der Nähe steht, flugs auf das durch das Pferd also ausgezeichnete Haus losgehen, die Hausklingel in Bewegung setzen und dem erscheinenden Stroz mit patetisch hinweisender Handgebärde anzeigen, daß dort etwas geschehen sei, dessen Vertilgung in seine Amtsbefugnisse gehöre. Ist dies schon bei dem augenblicklich immerhin noch regen Wagenverkehr sehr wichtig und gibt es der ganzen Stadt ein Aussehen lobenswerter, peinlicher Sauberkeit, so wird es bei Zeiten starken Schneefalls, wie etwa im letzten Winter, geradezu zum Segen der Stadt. Denn im Nu sind die Straßen gereinigt, wenigstens die Bürgersteige, und man kann durch nichts behindert seine Spaziergänge (und der Pole geht viel spazieren) wie im Sommer auch mit „laputen“ Stiefeln unternehmen.

In Deutschland ist das, was in Warschau der einzelne für sich oder in bezug auf den Hauschlüssel für alle tut, entweder verallgemeinert, öffentlicher Pflege unterstellt oder mechanisiert. Das erste hängt mit der Russenzeit zusammen, die so etwas wie städtische Verwaltung ungern aufkommen ließ, das andere ist ja auch z. B. in Paris und Petersburg zu finden. Früher hatte der Stroz noch eine große Obliegenheit: er mußte die Hausnummern, die an einer blauen Laterne mit transparenten, weißen Ziffern angebracht sind, erneuern — eine ganz ausgezeichnete Einrichtung, die aber jetzt fortgefallen ist, wohl um Licht zu sparen.

Der Stroz wählte über den Lebenswandel, wenn er Natfchen wollte, eines jeden Nieters genau zu berichten, er kennt die Stubenhöcker ebenso gut wie die Dummelanten — aber er tut es nicht: er empfängt seinen Dholus, macht seine Verbeugung, murmelt sein „Dziwnkojo“, ist aber im übrigen stumm wie ein Grab. Das ist, wir wollen es nicht verschweigen, sondern dankbar anerkennen — eine der schönsten Eigenschaften dieser einzigartigen Typen in Warschauer Stadtleben.

O. W. F.

sich des Vergangenen, das sich in fast traumhafter Erinnerung barg, zu entzinnen.

Nachdem sie sich angezogen hatte und schon die Wohnung verlassen wollte, kam ihr die Idee, wie sie dem abwesenden Maurer ihren Dank bezeugen wollte. Kurz entschlossen suchte sie sich ein Stück Tuch zum Vorbinden und holte sich in einem Eimer Wasser auf dem Korridor. Dann säuberte sie den Fußboden, die Stühle und den Tisch, reinigte die der Säuberung sehr bedürftigen Fenster und das Geschirr und ordnete und putzte alle Dinge des Hausrats in gründlicher und gefälliger Weise. Auf der Kommode lagen Bücher herum: mehrere sozialwissenschaftliche Werke von Marx und Bakunin, sowie einige Heftchen sozialistisch-polemischen Inhalts. Wenn das Mädchen auch nicht viel davon verstand, so verstärkte doch die Tatsache, daß sich Charles mit so ernsthaften geistigen Dingen beschäftigte, die gute Meinung, die Dvettie von ihm gefaßt hatte.

Es war fast am Dunkelwerden, Dvettie wollte gerade aus dem Haustor treten, als sie auf den Maurer stieß. Er hatte einen Laib Brot unter den Arm geklemmt und ein gerupftes Huhn in der Hand. Er bot sie freundlich, doch mit ihm das Mahl zu teilen. Anfangs zögerte sie, aber der Hunger gab schließlich doch den Ausschlag, daß sie wieder mit ihm hinaufging. Charles sagte nichts über ihre Arbeit, aber seine Freude und sein Wohlbehagen strahlte auch die Lehrerin an, und als sie zu zweit eifrig das Abendbrot richteten, waren sie wie gute Kameraden, die sich schon lange kannten.

Während der Mahlzeit stellte ihr der Maurer vor, wie gefährlich es für sie sei, so von allen Göttern verlassen in Paris zu stehen. Er habe keinen Anhang, verdiene nicht schlecht und es sei ihm ein Leichtes, für das, was sie brauchte, einweilen aufzukommen. Wenn sie ihm dafür die Zubereitung der Mahlzeiten und die Instandhaltung der kleinen Wirtschaft besorgen wolle, so sei er reichlich entschädigt. Es sei ihr ja datum unbenommen, sich irgendwo um eine Anstellung zu bemühen.

Dvettie ließ sich überzeugen, und am anderen Tage läste Charles ihre Habseligkeiten bei Madame Durand ein. . . .

Wochen verstrichen im besten Einvernehmen. Da war es an einem Sonnabend, als Dvettie in einem kleinen Kramladen der Gasse stand. Sie lehnte im Gespräch mit der Krämerin an Ladenische und konnte so ein Stück der im letzten Lauschein liegenden Gasse überblicken. Gegenüber bogte Susanne, eine dreitägige allbekannte Prostituierte im Lortow, sprach vorübergehende Männer an und beantwortete ihr zugehörte und wahrscheinlich zotige Bemerkungen mit einer gemeinen Lache, die bis herüber zu hören war. Auf einmal sah Dvettie ihren Maurer die Gasse herunter-

kommen. Auf die Lockung Susannes blieb er erst wie überlegend stehen, um ihr dann widerstrebend in den Lortow zu folgen.

Dvettie hatte bewegt ihre Handtasche gefaßt und war auf die Straße hinausgetreten. Nochte ihm nun sein Entschluß doch leid geworden sein, oder hatte er sie gesehen; sie hörte Charles Schritte hinter sich, ohne daß er doch befreit war, sie einzuholen. Als er in die Stube trat, sah er Dvettie im Finstern am Fensterkreuz stehen.

Schritt für Schritt kam er schwer auf Dvettie zu. Da er nun schweigend vor ihr stand und sie in die vom Mondlicht getieften Fuge sah, die Schweiß und hartes Leben in sein Gesicht gegraben hatten, erfüllte auf einmal ein inniges Gefühl ihre Seele, das sie bestimmte, ihm das Haar zu streichen und seine schweren Hände zu fassen.

Arbeiterfrage.

Von unsern Vätern schallt zu uns Not, Schmach und Leid und wird in der Seele der Enkel zu klagender Sage: Unsere Väter, vorzeit, Lebten verbannt von den Menschen tief unter Tage. Werkleute waren sie, Schürfer und Häuer, Und löstten das lagernde Gold aus dem tragenden Schacht, Erde war ihr Dach und Gemäuer, Erde die Luft, Erde die Nacht, Erde war der Himmel, der ob ihnen lag. — Sie hörten die Ströme rauschen, die Winde wehn, Sie hörten die Schritte zu ihren Häupten gehn Und wähten, man tanze droben im Tag.

Doch an jedem Abend ein jeder mit klingenden Schlägen, Stufen um Stufen brachen sie aus den Gelägen Und hieben gemach Treppe und Lor Empor.

Deren Väter jahrhundertlang in Tiefen gefront, Obendret senten manche schen ihr schmerzend Gesicht. Doch wir sind längst im blanken Tage eingewohnt, — Wie in Panzer kleiden wir uns in das Licht.

Ernst Lissauer
(in der Auswahl: „Der brennende Tag“
im Verlage v. O. Schuster u. Köhler).

C & A

Das Kostüm

gilt nach wie vor als beliebtes Kleidungsstück, besonders für die jetzt vor uns liegende Übergangszeit. Und es ist bemerkenswert, wie es die deutsche Industrie verstanden hat, allen Schwierigkeiten zum Trotz, so ungemein viele und geschmackvolle Neuerungen zu schaffen. Das Kostüm von heute, wie es sich Ihnen bei uns darbietet, läßt an gediegenem Geschmack, edler Linienführung und reicher Ausstattung nichts zu wünschen übrig. Es kommt Ihrem berechtigten Wunsche, „modern und flott, gekleidet zu gehen, in vollkommener Weise nach.

Königsstr. 33
Um Bahnhof Alexanderplatz

Chausseest. 113
Zw. Steffner Bahnhof

Sonntags geschlossen!



Einfarbiges Jadenkleid
In entzückender, neuartiger Form, modern, hochstilvoller Krage, reiche Stepperei-Verzierungen und der typische Schleifengürtel

132.50



Elegantes Strohkleid
mit großem schalenförmigen, hochstilbaren Krage, katten Zeiselstoffen und besonders beachtenswertem Schößenfah

189.-

Verband der Fr. Volkshäuser

Sonntag, den 2. September, nachmittags 3 Uhr:
Sellsbühne: Lumpengesindel.
Schiller-Th. Charlottenburg: Ronella d'Andra.
Schiller-Th. O.: O. hinter Mauern.
Schiller-Th.: Der Herr Senator.
Reising-Th.: Das Kind.
Abends 7^{1/2}, 11^{1/2}:
Sellsbühne: Vom Montag bis Freitag: Lumpengesindel.
Direktion: Max Reinhardt.
Deutsches Theater.
7^{1/2}, Uhr: Soldaten.
Montag 7: Sommernachtsraum.
Kammerspiele.
8 Uhr: Das Konzert.
Montag: Wetterleuchten.
Volkshäuser.
Theater am Bölowplatz.
Untergrund. Schön. Tor.
7^{1/2}, Uhr: Das Wintermärchen.
Nachm. 3 Uhr: Vorstellung für die Neue Fr. Volksh.
Montag zum ersten Male: Lumpengesindel.

Lessing-Theater.

Zum 25. Male:
7^{1/2}, Uhr: Madame Legros.
Montag: Liebe.
Deutsches Künstler-Theater.
Abendliche Clubleute.
7^{1/2}, Uhr:

Theater l. d. Königgrätzerstr.
8 Uhr: Künstlerische Tänze.
Die Frage an das Schicksal.
Abschiedsoper.
Nachm. 3 Uhr: Kameraden.
Komödienhaus.
7^{1/2}, Uhr: Erdgeist.
3 Uhr: Die verlorenen Töchter.
Berliner Theater.
7^{1/2}, U.: Die tolle Komtesse.
Nachm. 3 Uhr: Filmzauber.

Walhalla-Theater.

7^{1/2}, Uhr: Zigeuner.
Gartenbühne: Vorstellung.
Rose-Theater.
7^{1/2}, Uhr:
Die Stunde des Vertrauens.
Gartenb.: Seemannsliedchen.

Admiralspalast.

2 Vorstell., 4 u. 7^{1/2}, Uhr.
Nachm. kleine Preise.
Abrakadabra.
Gr. phantastisch Ballett auf dem Eis.
Abd. Einl. 7. Vzgl. Küche.
Angen. kühler Aufenthalt.

Theater für Sonntag, 2. September.

Deutsches Opernhaus

7 Uhr: Tannhäuser.
Friedrich-Wilhelmst. Theater
3 Uhr: Der Troubadour.
7^{1/2}, Uhr: Das Dreimäderlhaus.
Gebr. Herrfeld-Th.
Operetten-Gastspiel
7^{1/2}, Uhr: Die ledige Ehefrau.

Kleines Theater

7 Uhr: Belinde.
3^{1/2}, Uhr: Liebelele.
Komische Oper
1^{1/2}, 8 U.: Schwarzwaldmädel.
3^{1/2}, Uhr: Die Dose Sr. Majestät.

Metropol-Theater

7^{1/2}, Uhr: Die Czardastürstin.
Neues Operettenhaus
Schiffb. d. Kassent. Nd. 281
7^{1/2}, Uhr: Der Soldat der Marie.

WINTERGARTEN

Heute 2 Vorstellungen 2
Nachm. 3^{1/2}, u. abds. 8 Uhr.
Kinder die Hälfte, abends 7^{1/2}, Uhr.
Der erfolgreiche Spielplan.
Dazu: 9 Uhr abends
Venezianische Nacht
Pantomime in 12 Bildern
von Karl Vollmoeller

Zirkus A. Schumann.

Bahnhof Friedrichstraße.
Rauchen gestattet.
2 große Vorstellungen 2
Nachm. 3^{1/2}, u. abds. 8 Uhr.
Nachm. 1 Kind frei unt. 12 J.
und Gratis-Pony-Reiten für
Kinder v. Logen- b. Mittel-
balkon-Besuchern.
Das Zirkus-Varieté-Programm
u. a.: 3 Tormkünstler 3
die rotierende Leiter
der urkom. Fangkünstler.
Halali. Parforce-
Schnitzeltag.

Lustspielhaus

Zum 125. Male:
7^{1/2}, Uhr: Die blonden Mädels
vom Lindenhof.
3^{1/2}, U.: Herrsch. Diener gesucht.
Residenz-Theater
8 Uhr: Die Verhüllte.

Schiller-Theater O

3 Uhr: Hinter Mauern.
7^{1/2}, Uhr: Vom andern Ufer.
Schiller-Th. Charl.
3 Uhr: Novella d'Andra.
7^{1/2}, Uhr: Alt-Heidelberg.

Thalia-Theater

7^{1/2}, Uhr: Egon und seine Frauen.
3 Uhr: Charleys Tante.
Theater am Nollendorplatz
7^{1/2}, Uhr: Die Gulasehkanone.
3^{1/2}, Uhr: Immer feste druff!

Theater des Westens

7^{1/2}, Uhr: Der verliebte Herzog
mit Gulde Thielscher.
3^{1/2}, U.: Der Raub d. Sabinerinnen.

Palast

Heute 2 Vorstellungen 2
8^{1/2} Nohm. jed. Erw. 7^{1/2}
2 1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
Wilhelm Hartstein
in dem Soldatenschwank:
„Der Stolz
der 3. Kompagnie.“

Ferner: Senta Söneland,
Maxstadt, Isabella u. Ruth
Schwarakopi, 4 Syphi-
den, Merkel usw.

Reichshallen-Theater

Heute nachmittag
3 Uhr
und abends
7^{1/2}, Uhr
Stettiner
Sänger.
Herri. Progr. I
Nachmitt. ermäßigte Preise!
Logen- u. Orch.-Sitz 1 M.
Parkett 75 Pf., Eintr. 30 Pf.

UNION-THEATER

Fern Andra

im Roman einer Zirkusretlerin:
Des Lebens ungemischte Freude.

Alexanderplatz:
Die im Schatten leben...
mit Ellen Richter. Regie: Richard Eichberg

Weinbergsweg:
Des Prokurators Tochter.

Blowitzplatz, Hallesche, Schönberg:
Psilander: Der tanzende Tor.
In allen 3 Theatern in den Vorstellungen
am 6 und 8 Uhr mit Gesangsvortrag.

Reinickendorferstraße:
Die Raube des Avenarius mit Lotte Neumann.
Pank mit Psilander.

UNION-THEATER

ALEXANDER PLATZ

Der grosse Erfolg!

Die im Schatten leben

Kulturfilm der Gesellschaft
für Mutter- u. Kindes-Recht
Hauptrolle: Ellen Richter
Regie: Richard Eichberg

URANIA

Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Tirol einst und jetzt.
Sonntag 8 Uhr:
Die Befreiung Ostgaliziens
und der Bukowina.
Montag 8 Uhr:
Die Befreiung Ostgaliziens
und der Bukowina.

Casino-Theater

Lößlinger Straße 37.
Täglich 7^{1/2}, 8 Uhr:
Witziger Humor! Gr. Erfolg!
Die Schlagerpötte

Heiraten mußte!

Vorher der neue bunte Zell.
Sonnt. 4 Uhr: Gusto, die Perle.

Voigt-Theater.

Badstr. 55. Täglich: Badstr. 55.
Große Extra-Vorstellung.
Der Walzerkönig.
Vorher: Erfolgreichste
Spezialitäten-Programm.
Anf. wochent. 7^{1/2}, Sonnt. 4 Uhr.

Berliner Prater-Theater.

Kastanienallee 7-9.
Zum 98. Male:
Alfa - famos!
Gr. Ausstattung! Operettenstoffe
in 8 Akten mit Gesang u. 2. mg.
Vorher d. gr. Varietéprogramm.
Anfang 7^{1/2}, 11^{1/2}.

Trianon-Theater

a. Bhf. Friedrichstr. Tel. Zl. 4927
Anf. 7^{1/2}, 8 Der Anf. 7^{1/2}, 8
reizende Adrian
Sonntag nachm. 3^{1/2}, Uhr
bei ermäßigten Preisen:
Johannafeuer von Sudermann.

Germania-Pracht-Säle

Chausseestraße 110.
Gr. Eröffnungsvorstellung
der
Paul Mantheys Instlig. Sänger
und Konzert.
Anf. des Konzerts 6 Uhr,
Vorstellung 7 Uhr.
Jeden Sonntag die beliebtesten
lustigen Säger u. Konzert.

300

Heute:
Gr. Militärkonzert.
Zoo je 30 Pf. Aqua
Aquarium.

Wie ein Wunder

belegt (18082*)
San-Rat Hausfalbe
jeh. Hautausschlag, Flechten,
Gautjucken, bel. Weins-
schäden, Krampfadern
der Frauen u. dergl.
Zusendg. erfolgt per Nach-
nahme in Dosen a 2,20,
3,85, 6,80.
Elefant-Apothek, Berlin,
Reipziger Str. 74
(am Dönhofsplatz).

Münzen

kauft Ball, Münzenhdig.
Berlin, Wilhelmstr. 46/47.

September
von 1-3 geschlossen.

Meine Läger

in
Teppichen, Möbel-
stoffen, Gardinen,
Läuterstoffen, Tisch-
und Diwandecken usw.
sind reich sortiert!
Teppich-Spezialhaus
Emil Lefèvre
Berlin-Süd.
Seit 1882
nur Oranienstr. 158
Mein allbek. Maus hat
keinerlei Beziehung
zu ähnlich laut. Firma